

Philosophie und Theologie in der Priesterausbildung

Wie die Vorgängerenzyklika „Aeterni Patris“ enthält auch „Fides et ratio“ einen längeren geschichtlichen Abriss über das Verhältnis von Philosophie und Theologie (Kap. IV, Nr. 36–48)¹. Das ist in der Natur der Sache begründet. Aus einer bestimmten geschichtlichen Situation ergab sich die Begegnung der christlichen Glaubensverkündigung mit der griechischen Philosophie, und aus dieser Begegnung hat sich dann die christliche Theologie entwickelt, die, wie schon ihr Name besagt, von ihrem Ursprung her dem griechischen philosophischen Denken verpflichtet bleibt. Alle weiteren geschichtlichen Entfaltungen der christlichen Theologie stehen deshalb stets in einer gewissen Polarität zum – ebenfalls geschichtlich sich entfaltenden – philosophischen Denken. Die Enzyklika selbst hat in einer ihrer kühnsten Aussagen diese geschichtliche Betrachtung sowohl der Theologie wie der Philosophie theologisch sanktioniert: „Die Wahrheit, die Gott dem Menschen über sich und über sein Leben übergeben hat, ist ... eingebettet in Zeit und Geschichte“ (Nr. 11).

Im geschichtlichen Abriss der neuen Enzyklika fallen jedoch zwei wichtige Lücken auf. Zum einen wird die Entwicklung des nachmittelalterlichen, neueren philosophischen Denkens nur in sehr generellen und vorwiegend kritischen Äusserungen dargestellt (Nr. 45–48). Das erstaunt insofern, als gerade dieses letzte halbe Jahrtausend eine überaus reiche Ernte an neuen philosophischen Erkenntnissen eingebracht hat – allerdings, wie PASCAL einmal sagt, von Zwergen, die auf den Schultern von Riesen stehen. Verständlich wird diese Zurückhaltung der Enzyklika allein daraus, dass es sich da um Jahrhunderte „einer fortschreitenden Trennung zwischen Glaube und philosophischer Vernunft“ (Nr. 48),

¹ Papst JOHANNES PAUL II., Enzyklika „Fides et ratio“ an die Bischöfe der katholischen Kirche über das Verhältnis von Glaube und Vernunft (= Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 135) (Bonn 1998).

zwischen Theologie und Philosophie handelt. „Vom späten Mittelalter an“, bemerkt die Enzyklika (Nr. 45), „verwandelt sich ... die legitime Unterscheidung zwischen den beiden Wissensformen nach und nach in eine unselige Trennung“, wobei auch dies, begreiflicherweise, aus spezifisch katholischer Perspektive geschrieben ist; denn die Entwicklung der protestantischen Theologie ist von der Entwicklung der neuzeitlichen Philosophie fast unablässig².

Der ersten Lücke folgt eine zweite. Sie war nicht das Thema der Enzyklika, soll aber hier thematisiert werden: Das Verhältnis von Philosophie und Theologie in den theologischen Ausbildungsgängen, näherhin in der Priesterausbildung. Auch dies ist ein ins Mittelalter hinabreichendes, vorwiegend neuzeitliches Thema. Wir können hier nicht mehr als einige Streiflichter darauf werfen, um dann zu sehen, welche Anregungen sich aus der Geschichte und aus den Hinweisen der Enzyklika für die Zukunft ergeben könnten.

1. Eine wechselvolle Geschichte

1. Die Enzyklika (Nr. 45) weist ausdrücklich auf die „Errichtung der ersten Universitäten“ im Hochmittelalter als einen Markstein in der Entwicklung des Verhältnisses zwischen Theologie und Philosophie hin. Auch vorher wurde das Studium der Theologie gewiss nicht unvorbereitet unternommen. Trivium und Quadrivium vermittelten an den Kloster- und Kathedralschulen die für das Theologiestudium erforderliche Allgemeinbildung. Mit dem Aufkommen der Facultas Artium an den neuen Universitäten als obligatem Durchgang für die Zulassung zu einer der „höheren“, berufsbildenden Fakultäten, „Juristerei und Medizin und leider auch Theologie“ (GOETHE, Faust), entwickelte sich die Philosophie mehr und mehr zum selbständigen, universitären Wissenschaftszweig. Die Bedürfnisse des Theologiestudiums waren an dieser Entwicklung massgeblich beteiligt.

Zum einen verlangte die exegetische Textarbeit, die die einzelnen „auctoritates“ (mit ihrer „wächsernen Nase“ wie ALAIN VON LILLE zu

² Vgl. z. B. Karl BARTH, Die protestantische Theologie im 19. Jahrhundert. Ihre Vorgeschichte und ihre Geschichte (Zollikon, ZH 1947).

sagen pflegte) gegeneinander abwog oder ausspielte, gute dialektische Kenntnisse und Fertigkeiten. Daraus entstand die scholastische „quaestio“. Zum anderen galt es, gerade um dem endlosen dialektischen Hin und Her zu entkommen, zu erkunden, „non quid homines senserint, sed qualiter se habeat veritas rerum“³. Erst der Rückgriff auf diese Wahrheit der vom Schöpfergott gewollten und gesetzten und mit philosophischer Vernunft erkennbaren „natura rerum“ gab auch einen gemeinsamen Verständigungshorizont ab für die Diskussion mit andersgläubigen oder ungläubigen Partnern⁴. Da damals die wichtigsten dieser Dialogpartner Aristoteliker waren, liessen sich der hl. ALBERT DER GROSSE und THOMAS VON AQUIN bei der Erforschung der „natura rerum“ von der aristotelischen Physik und Metaphysik leiten. Sie waren, nach Aussage der Enzyklika, „die ersten, die, obwohl sie an einer organischen Verbindung zwischen Theologie und Philosophie festhielten, der Philosophie und den Wissenschaften die nötige Autonomie zuerkannten, die diese brauchen, um sich den jeweiligen Forschungsgebieten erfolgreich widmen zu können“ (Nr. 45).

2. Es dauerte allerdings noch mehr als zwei, fast drei Jahrhunderte, bis die aristotelische Seinsphilosophie als Vorbereitung auf die Theologie in den Schulen allgemein Eingang fand. Zunächst wurde vor allem, mit der „via moderna“, die Logik und Dialektik (mit Elementen einer Sprachphilosophie) und damit die Kunst der Disputation mehr und mehr verfeinert. Realphilosophisch dominierte die zwar fromme, aber zum Agnostizismus neigende Schule OCKHAMS – zu der sich später LUTHER ausdrücklich bekennen wird. Eine Wende brachte erst zu Beginn des 16. Jahrhunderts die Einführung der thomasischen „Summa Theologica“ als theologisches Textbuch anstelle des alten PETRUS LOMBARDUS in Paris und in Salamanca. Zu ihrem Verständnis war auch eine vertiefte Kenntnis der aristotelisch-thomistischen Seinsphilosophie notwendig.

Die Ausbildungsgeschichte der ersten Patres der Gesellschaft Jesu, die gut erforscht ist, gibt uns eine interessante Momentaufnahme der theologischen Ausbildungssituation in Paris um 1530 – nicht wie sie aus Lehrbüchern und Lehrplänen zu erschliessen ist, sondern wie sie von den

³ THOMAS VON AQUIN, In caelum 1,22.

⁴ THOMAS VON AQUIN, Contra gentes I,1.

Studierenden tatsächlich genutzt wurde. Alle haben sich den Magistertitel erworben – aber nicht in Theologie, sondern in Philosophie, was in jedem Fall ein mehrjähriges Philosophiestudium voraussetzte. Das Theologiestudium wurde dann in viel kürzerer Zeit und ohne akademischen Abschluss gemacht; für IGNATIUS selbst hat es kaum zwei Jahre gedauert. Aber es wurde für die Priesterweihe als genügend anerkannt. Und was noch seltsamer ist: Soweit wir das nachprüfen können, verbanden die Gefährten eine Ausbildung in thomistischer Philosophie mit einem Theologiestudium skotistischer Prägung. Die einzelnen Schulen waren damals, obwohl auch räumlich getrennt, offenbar doch recht durchlässig.

3. Der Hinweis auf die Pariser Studien der ersten Jesuiten war nicht nur episodisch gemeint. Dem Einfluss der jungen Gesellschaft Jesu war es in erster Linie zu danken, dass sich der „modus Parisiensis“ weitgehend als Ausbildungsmodell für den Diözesanklerus durchgesetzt hat. Und zwar nicht durch das Seminardekret des Tridentiner Konzils. Dieses schreibt für die Seminaristen überhaupt keine philosophischen Studien vor, sondern nur Mittelschulstudien und theologische Studien mit jeweils ausgesprochen pastoraler Ausrichtung⁵. Eben dieses Fehlen philosophischer Studien kennzeichnet die Seminarbildung als nichtakademisch, sondern streng berufsbezogen – nach Art einer heutigen Fachhochschule.

Wie es dann dazu kam, dass mit der Zeit das Philosophiestudium auch an den Seminarien eingeführt wurde, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Sie wurde wohl meist auf dem Weg über die Kleinseminarien wieder in den Studiengang eingeführt.⁶ Das Vorbild des Seminarium Romanum, das in seinen Anfängen mit dem Collegium Germanicum und durch dieses mit dem Collegium Romanum (der heutigen Universität Gregoriana) verbunden war, mag einerseits dabei mitgespielt haben. Andererseits hatten die in vielen Städten rasch aufblühenden Jesuiten-

⁵ „... grammatices, cantus, computi ecclesiastici aliarumque bonarum artium disciplinam discent; Sacram Scripturam, libros ecclesiasticos, homilias sanctorum, atque sacramentorum tradendorum, maxime quae ad confessiones audiendas videbuntur opportuna, et rituum ac caeremoniarum formas ediscent“ (Concilium Tridentinum, Bd. 9, hrsg. von Stephan EHSES [Freiburg i. Br. 1924] 628).

⁶ Bei Antoine DEGERT, *Histoire des séminaires français jusqu’à la Révolution*, 2 Bde. (Paris 1912) finden sich alle Angaben über die philosophische Ausbildung im Kapitel über die Kleinseminare (Bd. 2, 493–506).

kollegien als voruniversitäre Ausbildungsstätten auch das Studium der Philosophie auf dem Programm, und die Seminarien sollten nicht nachstehen. Zudem lässt sich, vor allem in neuerer Zeit, ein zunehmender Trend zur „Akademisierung“ der Priesterausbildung feststellen. Dieser drückt sich z. B. darin aus, dass möglichst jedes Seminar durch Affiliation zumindest das theologische und möglicherweise auch das philosophische Bakkalaureat verleihen möchte. Ob dieser Trend unumkehrbar und immer sehr glücklich ist, muss einer anderen Diskussion überlassen werden. Jedenfalls läuft er einer anderen Tendenz im Bildungswesen zu wachsender Diversifikation zuwider.

4. Doch kehren wir ins 16. und 17. Jahrhundert zurück. Wir haben schon auf die modellhafte Rolle hingewiesen, die das Collegium Romanum und die von ihm mitgeprägten Jesuitenkollegien für die theologische Ausbildung damals spielten. Und da war nun die philosophische Ausbildung schwergewichtig – nicht zuletzt im Blick auf die Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Kultur. Das dreijährige Philosophiestudium vermittelte bis ins 18. Jahrhundert hinein vor allem eine auf der Höhe der Zeit stehende Ausbildung in den Naturwissenschaften. Sie wurde von DESCARTES ausdrücklich als vorzüglich gelobt und befähigte beispielsweise Matthäus RICCI und Adam SCHALL für ihre Rolle als Hofastronomen am chinesischen Kaiserhof. Metaphysik und Ethik blieben dagegen – erstaunlicherweise – eher marginal, jedenfalls der ihnen zugewiesenen Stundenzahl nach zu schliessen.

Und doch hat gerade eines dieser marginalen Fächer ein epochenmachendes Werk hervorgebracht: die „Disputationes metaphysicae“ des Franz SUÁREZ. Sie sind der erste Versuch einer systematischen Darstellung der aristotelischen Metaphysik und haben als solche weit über den katholischen Raum hinaus vor allem in die deutsche lutheranische Universitätswelt hineingewirkt, wie auch die Enzyklika anmerkt (Nr. 62). Im deutschsprachigen Raum ist die mittelalterliche Universitätsstruktur mit dem obligaten Durchgang durch die philosophische Fakultät zu einer der drei „höheren“ Fakultäten besonders lange erhalten geblieben – was umgekehrt zur Folge hatte, dass fast alle grossen deutschen Philosophen auch ein Theologiestudium absolviert haben: WOLFF, KANT, FICHTE, SCHELLING, HEGEL, FEUERBACH. Im katholischen Raum dagegen kann man sich beim Durchgehen der langen Reihen aufeinanderfolgender Lehrbücher des Eindrucks nicht erwehren, dass man sich

(und den Studenten) die Sache gern leicht gemacht hat und mit der Zeit gegangen ist. Ein seicht-aufklärerischer Rationalismus und ein Empirismus lockeanischer Prägung gewinnen mehr und mehr die Oberhand. Wie der junge Maurice BLONDEL einmal sarkastisch über einige seiner Zeitgenossen bemerkt hat: „Sie sind zwar Thomisten, aber sie verwechseln Thomas Reid mit Thomas von Aquin“. Und der unvergessene P. Joseph DE FINANCE hat mir einmal erzählt, wie er in einem brasilianischen Seminar die Werke des französischen Ideologen DESTUTT DE TRACY als philosophische Lehrbücher vorgefunden hat⁷.

5. Eine Erneuerung der kirchlichen philosophischen Studien drängte sich somit auf. Sie begann im 18. Jahrhundert mit der Wiederentdeckung des Thomismus und der „Philosophie der Vorzeit“ (Joseph KLEUTGEN). LEO XIII. sanktionierte mit seiner Enzyklika „Aeterni Patris“ diese Entwicklung und trieb sie vielleicht etwas einseitig voran. Etwas einseitig, denn der spätere Kardinal EHRLE konnte in einer ausführlichen Besprechung gegenüber dem päpstlichen Rundschreiben „Aeterni Patris“ mit Recht anmahnen, es erkenne die Bandbreite und den ganzen Reichtum des mittelalterlichen scholastischen Denkens⁸.

EHRLE gehörte bereits zu jener Generation von Historikern, die uns im Lauf eines halben Jahrhunderts ein ganz neues, lebendigeres und, ich möchte sagen, aktuelleres Bild der mittelalterlichen Philosophie und Theologie und insbesondere des hl. THOMAS VON AQUIN entdecken liessen. Diese neu verstandene Scholastik konnte zugleich in einen bereichernden Dialog mit dem neuzeitlichen Denken treten, woraus sich für die philosophisch-theologische Ausbildung eine neuscholastische Philosophie ergab, die fähig war, auch die Anliegen des heutigen Menschen aufzunehmen und darauf zu antworten. Sie bildete, mit ihren besten Vertretern, den geistigen Hintergrund für das II. Vatikanische Konzil.

⁷ Zum ganzen Abschnitt über das Collegium Romanum vgl. Peter HENRICI, L'insegnamento della filosofia (nel Collegio Romano nel XVI secolo), in: Archivum Historiae Pontificiae 29 (1991) 33–41.

⁸ Franz EHRLE, Die päpstliche Enzyklika vom 4. August 1879 und die Restauration der christlichen Philosophie, in: Stimmen aus Maria Laach 18 (1880) 13–28. 292–317. 388–407.

2. Die heutige Situation

Tragischerweise markierte dieser Höhepunkt zugleich den Beginn eines Zusammenbruchs. Was eben noch als zukunftsverheissend erschien, galt nun als veraltet. Neue theologische Ausbildungsgänge wurden entworfen, die die Ausbildung in verschiedenen Humanwissenschaften für wichtiger erachteten als die Mahnung des Konzilsdekrets „*Optatum totius*“ (Nr. 15), das „*patrimonium philosophicum perenniter validum*“ nicht zu vernachlässigen. Eine unparteiische Analyse dieser unerwarteten Entwicklung muss späteren Historikern überlassen werden. Nur zwei Faktoren können jetzt schon genannt werden, die diese Entwicklung zumindest begünstigt haben.

Zum einen war in den sechziger Jahren, vor allem seitens der Studierenden, immer wieder der Wunsch zu hören, man möge ihnen doch vor allem eine Kenntnis der Gegenwartsphilosophie vermitteln – und nicht die zeitlos erscheinende Scholastik. Aus diesem Wunsch sprach zwar das Anliegen nach einer zeitgemässen und für die spätere Seelsorgearbeit unmittelbar nützlichen philosophischen Ausbildung. Er zeugt aber auch von einer Unkenntnis darüber, wie komplex und schnelllebig heutiges Philosophieren ist. Zum einen hat sich die Philosophie (und selbst die Philosophiegeschichte) heute zu einer hochdifferenzierten Fachwissenschaft entwickelt, die in einem propädeutischen Kurs von zwei Jahren gar nicht adäquat vermittelt werden kann. Zum anderen hält sich die Mode, der „*dernier cri*“, im philosophischen Leben heute nicht mehr lange genug, dass das im Studium Gelernte auch später, im pastoralen Berufsleben noch nützlich sein könnte. Wie könnte sich ein Seelsorger in der heutigen Problematik zurechtfinden, der nur in der 68er Philosophie ausgebildet worden wäre? Er könnte bestenfalls mit den anderen „Heimweh-68ern“ über die heutige Kirche jammern.

Ein anderes Defizit der damaligen scholastischen Schulphilosophie (ein bezeichnender Pleonasmus!) wurde vor allem von den Lehrenden wahrgenommen. Sie spürten, dass die philosophische Ausbildung, auch wenn sie sorgfältig und über mindestens zwei Jahre hin erteilt wurde, bei den meisten Studierenden an der Oberfläche, im Notionalen blieb und nicht zu einer tiefgreifenden persönlichen philosophischen Überzeugung führte. Entsprechend schnell wurde sie wieder vergessen, oft schon von einem Jahr zum anderen. Die damals gern gegebene Begründung, man habe eben Philosophie zu studieren, um einige Begriffe zu erlernen, die

dann in der Theologie gebraucht würden (wo sie dann doch wieder mit ganz neuem Gehalt gefüllt werden mussten), hat wahrscheinlich zu diesem notionalistischen Philosophieverständnis beigetragen. Wie dem auch sei, die Lehrenden selbst waren vielfach vom Nutzen ihres Tuns wenig überzeugt und forderten bei den anstehenden Lehrplanrevisionen nicht eine andere Philosophie, sondern etwas anderes als Philosophie. Die erneuerte Scholastik, so viel sie denen, die sie sich vertieft zu eigen machen konnten, persönlich gegeben haben mag, erschien in didaktisch-pädagogischer Sicht manchmal wie eine zwar wohlbestellte und wohlliche Insel, doch unberührt vom Strom des Lebens und von den Strömungen der Gegenwart, die an ihr vorüberzogen. Daher der dringende Ruf nach Veränderung und die vielen, nicht immer gelungenen Erneuerungsversuche.

3. Perspektiven für die Zukunft

Es ist das Verdienst des Philosophenpapstes Karol WOJTYLA, in „Fides et ratio“ die Unverzichtbarkeit der Philosophie für die Theologie in Erinnerung gerufen zu haben. Nur beiläufig ist allerdings von der Priesterausbildung die Rede (Nr. 60–62. 105); doch lassen sich aus der Enzyklika einige weiterreichende Hinweise für eine künftige Gestaltung der philosophischen Ausbildung künftiger Theologen entnehmen.

1. Als erstes wäre erneut zu beachten, was aus unserem kurzen geschichtlichen Überblick hervorging: dass nämlich das (vorgängige) Studium der Philosophie den akademischen, universitären Charakter des Theologiestudiums bestimmt. Es wäre erwägenswert, zwei kirchliche Studiengänge wiederum deutlicher voneinander zu unterscheiden: einen vorwiegend berufsbezogenen und einen wissenschaftlich theologischen. Auch in ersterem dürfte die Philosophie nicht ganz fehlen (wovon gleich noch die Rede sein wird); doch für den zweiten wäre eine gediegene philosophische Vollausbildung zu fordern, normalerweise bis zum Lizentiat in Philosophie. Denn die Erfahrung lehrt, ganz abgesehen von den Mahnungen der Enzyklika (Nr. 74), dass die Qualität einer Theologie weitgehend von der Qualität der ihr zugrundeliegenden philosophischen Kenntnisse abhängt. Namen heutiger Theologen innerhalb und ausserhalb des katholischen Raumes könnten das leicht belegen.

2. Was die philosophische Ausbildung aller für den kirchlichen Dienst Bestimmten angeht, so macht die Enzyklika gleich zu Beginn eine erhellende Unterscheidung. Angesichts der oft verwirrenden Vielfalt von Philosophien, die angeboten werden, macht der Papst die wichtige Unterscheidung zwischen dem philosophischen Denken und den philosophischen Systemen, von denen jedes zwar einen Ganzheitsanspruch erhebt, aber niemals „mit dem gesamten philosophischen Denken gleichzusetzen“ ist. „In Wirklichkeit muss jedes philosophische *System*, auch wenn es ohne jegliche Instrumentalisierung in seiner Ganzheit anerkannt wird, dem philosophischen *Denken* die Priorität zuerkennen, von dem es seinen Ausgang nimmt und dem es folgerichtig dienen soll“ (Nr. 4). Diesem philosophischen Denken, so der Papst weiter, sei ein „Kern philosophischer Erkenntnisse“ zu danken, „die in der Geschichte des Denkens ständig präsent sind“, und in denen man „so etwas wie ein geistiges Erbe der Menschheit erkennen“ könne (ebd.).

Das bedeutet didaktisch, *nicht* dass ein bestimmtes philosophisches System gelehrt werden soll; *auch nicht* dass bestimmte philosophische Grundprinzipien eingepaukt werden; *sondern* dass die Studierenden maieutisch dazu hingeführt werden, ihre eigene Fähigkeit zu philosophischem *Denken* zu entdecken. Gestützt auf diese Entdeckung können dann einige für das Offenbarungsverständnis (die Theologie) wichtige philosophische Einsichten verschiedener philosophischer Systeme (namentlich des Altertums und des Mittelalters) *geschichtlich*, aber nicht bloss historisch, vorgelegt werden. „Geschichtlich“ meint hier: in verstehendem Nachvollzug, nicht bloss in historisch erzählenden Berichten. Auf diese Weise könnten alle Theologiestudierenden, ohne ein eigenes Philosophiestudium absolvieren zu müssen, mit den wichtigsten Errungenschaften des „patrimonium philosophicum perenniter validum“ („Op-tatam totius“ Nr. 15) bekannt gemacht werden.

3. Für die Entdeckung des eigenen philosophischen Denkens gibt die Enzyklika einen wichtigen inhaltlichen Hinweis. Philosophieren bedeutet für sie in erster Linie die Frage des Menschen nach dem Sinn seines Lebens (Nr. 1. 5. 15 etc.). Erst weil anders keine befriedigende Antwort auf diese Frage gefunden werden kann, taucht die Frage nach der Wahrheit und damit nach dem Sein auf (Nr. 5. 22. 23. 25 etc.). Der Mensch steht also für den Papst in der Mitte des philosophischen Denkens, und die öfters angesprochene Metaphysik wäre genauer als Metaanthropologie

zu fassen. Damit ist ein ganzes Programm für eine philosophische Einführungsvorlesung (oder, didaktisch wohl richtiger, für ein philosophisches Anfängerseminar) skizziert, das sich thematisch leicht in einen fundamentaltheologischen Kurs einbauen liesse. Manche andere Themen aus dem Fächerkatalog von „Sapientia christiana“ (der sich ja auf das akademische Philosophiestudium bezieht) könnten dann getrost beiseite gelassen werden.

4. Ein weiteres Thema darf jedoch auch bei einer berufsbezogenen Ausbildung nicht übergangen werden. Die Enzyklika nimmt darauf mit Nachdruck Bezug (Nr. 1. 3. 4. 16. 61. 69–74. 103): die Inkulturation der philosophischen Wahrheit. Zu den Klagen der sechziger Jahre gehörten nicht zuletzt jene aus den nicht-europäischen Ländern, die Bezugnahme auf die Philosophie griechischen Ursprungs erschwere die Verwurzelung in der eigenen kulturellen Weisheitstradition. Die Enzyklika versucht nun, diesem Anliegen gerecht zu werden. Sie verweist damit auf das tiefere Problem: auf die Suche nach der einen universellen Wahrheit in der Verschiedenheit der Kulturen. Sprachphilosophie und Hermeneutik, auf die die Enzyklika als wichtige neuere philosophische Errungenschaften verweist (Nr. 65. 67. 84. 91. 94–96. 99), können hier weiterführende Hinweise geben. Sie dürften heute auch in einem philosophischen Minimalprogramm in einer berufsbezogenen theologischen Ausbildung nicht fehlen.

5. Das bisher Gesagte liesse sich auf die Kurzformel bringen: Weglassen, um zu vertiefen. Sie gilt, wie gesagt, nur für die rein berufsbezogene Priesterausbildung. Für die Ausbildung von Fachtheologen und von philosophischen Lehrkräften (Nr. 105) würden ganz andere Regeln gelten. Auch für diese könnte man in „Fides et ratio“ reiche Anregungen finden. Doch diese zu erläutern ist hier nicht der Ort.